

Herr Präses, liebe Synodale,  
verehrte Gäste, liebe Schwestern und Brüder!

## **1. Geistliches Leben ist keine Angelegenheit von „Spezialchristen“**

„Welche Kommunität wollen Sie zur Vorbereitung Ihres Berichts besuchen?“ So lautete die spontane Reaktion eines Mitarbeiters im Landeskirchenamt, als ich vor einigen Monaten das Thema meines diesjährigen Bischofsberichts festlegte: „Geistliches Leben“.

Mit Fug und Recht kann man dabei an Kommunitäten als Zentren geistlichen Lebens denken. Aber solche besonderen Orte dürfen nicht als „Reservate“ verstanden werden, in die sich geistliches Leben zurückzieht, um dort geschützt zu erblühen. Das widerspräche zum einen dem Selbstverständnis solcher Orte und der an ihnen beheimateten geistlichen Gemeinschaften. Zum anderen aber würde es einen Abstand zum Leben und Glauben in unserem Alltag konstruieren, der unsachgemäß ist.

Wenn ich also in diesem Jahr Überlegungen zu „Geistlichem Leben“ anstelle, dann geht es mir nicht darum, etwas Besonderes in den Blick zu nehmen oder eine neue, gar zusätzliche Aufgabe für unsere Kirche zu formulieren. Vielmehr ist es mein Anliegen, etwas für unsere Kirche Grundlegendes und längst Vorhandenes (wieder) ins Bewusstsein zu rufen. Geistliches Leben praktizieren wir alle – auch wenn wir vielleicht nicht gewohnt sind, unter dieser Begrifflichkeit darüber zu sprechen. Geistliches Leben ist Quelle und zugleich Ziel all dessen, was wir in unseren Gemeinden, Kirchenkreisen und auch als Landeskirche tun. Unter diesem Vorzeichen des Alltäglichen und Selbstverständlichen bitte ich Sie meine folgenden Ausführungen zu verstehen.

Weil geistliches Leben alltäglich und selbstverständlich ist, zeigt es sich auf vielfältige Weise. Für das individuelle geistliche Leben evangelischer Christinnen und Christen, für einzelne Gruppen in unseren Gemeinden, auch für verschieden geprägte Gemeinden innerhalb unserer Kirche gilt *sinngemäß*, was die Confessio Augustana, das evangelische Grundbekenntnis von 1530, so formuliert: „Es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden.“ (EG 808)

Das geistliche Leben in unserer Kirche spiegelt sich in einer großen Bandbreite: Es reicht von der klassischen Bibelstunde bis zum Bibliodrama, von der Gebetsgemeinschaft bis zum

politischen Nachtgebet, vom Bach-Konzert bis zur „Gospel-Night“. Bei dieser Vielfalt gibt es Formen, die einem selbst näher sind als andere. Manches wird einem auch dauerhaft fremd bleiben. Vielfalt ist der evangelischen Kirche in die Wiege gelegt. Auch wenn es anspruchsvoll und manchmal anstrengend ist, mit dieser Pluralität umzugehen, so gehört sie doch zu unserem geistlichen Reichtum. Es ist deshalb unangemessen, vorschnell bestimmte Frömmigkeitsformen als „besser“ oder „reifer“, andere hingegen als „schlechter“ oder „unreifer“ zu etikettieren.

Die Praktische Theologie hat in den vergangenen Jahren bedenkenswerte Einsichten aus der soziologischen Milieutheorie gewonnen, die uns darauf aufmerksam macht, dass verschiedene Lebensstile auch mit unterschiedlichen Vorlieben für Musik, Wohnungseinrichtung, Freizeitgestaltung und andere Gewohnheiten einhergehen. Diese Unterschiede gilt es unbefangen wahrzunehmen, ohne sie gleich bewerten zu wollen. Und selbstverständlich spielen solche Milieuprägungen auch bei unterschiedlichen Formen geistlichen Lebens in unseren Gemeinden eine Rolle.

Das *eine* „Format“, das *alle* Menschen gleichermaßen anspricht, ist eine Illusion. Darum ist es gut, wenn es verschiedene geistliche „Räume“ für Menschen unterschiedlicher Milieus gibt – sei es in der eigenen Gemeinde oder aber in benachbarten Gemeinden und Einrichtungen.

## **2. Evangelische Frömmigkeit auf dem Markt der spirituellen Möglichkeiten**

Wenn wir von geistlichem Leben sprechen, steht uns dafür in unserer evangelischen Tradition der Begriff der „Frömmigkeit“ zur Verfügung: Sie prägt das Leben einzelner Menschen. „Frömmigkeit“ aber ist eine Vokabel, die vielen nicht mehr leicht über die Lippen geht, weil sie altmodisch und wenig attraktiv klingt. Der Anklang an „Frömmerei“ liegt manchem zu nah. Populärer ist – auch in unserem kirchlichen Sprachgebrauch – inzwischen der moderner klingende Begriff der „Spiritualität“, der allerdings oft wenig spezifisch bestimmt erscheint.

Ein Blick ins Internet ist hier erhellend: „Google“ listet unter „Frömmigkeit“ rund 168.000 Treffer, unter „Spiritualität“ dagegen 7.640.000 Treffer. Bei der Suchmaschine „Bing“ beträgt das Verhältnis 276.000 zu 1.600.000, bei „Alta Vista“ 280.000 zu 1.740.000. Diese Zahlenverhältnisse deuten an, was sich bei näherer Betrachtung der Suchergebnisse sofort bestätigt: Es gibt einen schier unüberschaubaren Markt spiritueller Angebote. Neben

„klassischen“ Themen der christlichen Kirchen finden sich Offerten anderer Religionen; es gibt ein breites Spektrum esoterischer und synkretistischer Gruppen und Einzelpersonen – und nicht zuletzt zahlreiche kommerzielle Beratungsangebote zur Lebensbewältigung, die sich ihrerseits durchaus als „spirituell“ verstehen.

Wenn wir als evangelische Kirche von „geistlichem Leben“ reden, müssen wir uns zu allererst bewusst sein, dass wir uns auf einem reichhaltig bestückten Markt der spirituellen Möglichkeiten bewegen. Dieser „Markt“ ist durchaus mehr als nur ein Bild. Er existiert konkret in der Weise, dass Menschen Angebote ganz verschiedener Anbieter nutzen – oder sogar kaufen. Pfarrerinnen und Pfarrer wissen aus seelsorgerlichen Gesprächen, dass auch evangelische Gemeindeglieder sich hier und da auf diesem Markt „bedienen“. Um das Marktgeschehen zu verstehen, kann die jüngst von Claudia Knepper (Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Berlin) formulierte Beobachtung hilfreich sein: „Das ‚Wandern‘ von spirituell Suchenden von einem religiösen Angebot zum nächsten ist ein typisches Phänomen unserer Zeit. [...] Der religiöse Pluralismus in der Gesellschaft geht einher mit einem religiösen Synkretismus bei den Einzelnen.“ (Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt 29, 2011, S. 3) Der Hunger der Seele findet reiche Nahrung.

Das belegt auch das aktuelle Heft des populärwissenschaftlichen Magazins „GEO Wissen: Was die Seele stark macht. Hilfe bei Burnout, Ängsten, Depression“ (Nr. 48, 2011): Spiritualität spielt in vielen Beiträgen eine große Rolle. Da heißt es beispielsweise: „Studien belegen, dass Glauben und Erfahrungen der Transzendenz der körperlichen und geistigen Gesundheit dienen: Das Risiko für Angst- und Panikstörungen, Suchterkrankungen und Depressionen sinkt; der Umgang mit Stress fällt leichter. Wer sich eingebunden fühlt in einen größeren Sinnzusammenhang, hat meistens ein stärkeres Selbstwertgefühl, kann Belastungssituationen, etwa durch Krankheit oder einen Schicksalsschlag, besser bewältigen. Auch die zwischenmenschliche Unterstützung in spirituellen Gemeinschaften entfaltet eine positive Wirkung. Und: Religiöses Engagement führt zu einer deutlich längeren Lebensdauer.“ (S. 26) Interessant ist für mich an dieser Aussage, dass sie völlig bei der Beschreibung von Phänomenen bleibt und keinerlei Bezug auf die Inhalte nimmt, die diese „Spiritualität“ mit den ihr zugeschriebenen positiven Eigenschaften und Folgen eigentlich bestimmen.

Die spirituellen Angebote betreffen übrigens auch allerlei Schwellenrituale, die sich – je nach Selbstverständnis – als Konkurrenz oder Ergänzung zu unseren kirchlichen Amtshandlungen verstehen. Ob es um Namensgebungszeremonien am Anfang des Lebens, um Lebensübergänge im Zusammenhang von Partnerschaften oder auch um Rituale am

Lebensende geht – alles ist auf einem freien Markt zu erwerben, der sich durch das Internet oder auch durch Anzeigen in verschiedenen Printmedien erschließen lässt.

Die Einsicht ist unbestreitbar, dass sich unsere offene und plurale Gesellschaft auch hier einen Markt geschaffen hat. In Zeiten uniformer Gesellschaften mag es ein religiöses Sinnstiftungsmonopol der Kirchen gegeben haben – heute gibt es das nicht mehr. Die hin und wieder zitierte „Rückkehr der Religion“ jedenfalls ist nichts, was sich automatisch kirchlich vereinnahmen und verwerten ließe, sondern die „Rückkehr der Religion“ stellt eine Vervielfältigung der religiösen Formen dar, die durchaus dem Marktgesetz von Angebot und Nachfrage folgt. Ulrike Wagner-Rau, unsere Konsynodale, hat das auf die knappe Formel gebracht: „Mehr Interesse an Religion – weniger Kirchlichkeit“ (Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess des kirchlichen Wandels, 2009, S. 41).

Diese Beobachtung drängt zu der Frage, worin sich christliche Spiritualität von anderen spirituellen Angeboten unterscheidet, welches also – in der Sprache des Marktes formuliert – ihr „Alleinstellungsmerkmal“ ist. Meine Antwort lautet sehr traditionell: Evangelische Frömmigkeit verdankt sich der steten persönlichen Begegnung mit dem Wort Gottes, sie ist auf Jesus Christus als unseren „einzigsten Trost im Leben und im Sterben“ (Heidelberger Katechismus, Frage 1, EG 807) bezogen und weiß sich durch den Heiligen Geist gewirkt und beschenkt.

Aus diesem Grund bevorzuge ich den überkommenen Begriff „Frömmigkeit“, wenn ich vom geistlichen Leben in evangelischer Perspektive rede – und hoffe, damit wieder zu seiner positiven Füllung beitragen zu können.

### **3. „Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus“**

Evangelische Frömmigkeit verdankt sich der Begegnung mit dem Wort Gottes, sie ist auf Jesus Christus bezogen und weiß sich durch den Heiligen Geist gewirkt und beschenkt.

Das dritte Kapitel des Kolosserbriefs handelt vom neuen Leben aus der Taufe. Am Ende dieses Kapitels finden sich zwei bekannte Verse, die sich als Beschreibung geistlichen Lebens lesen lassen: „Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen. Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater, durch ihn.“ (Kolosser 3,16-17)

Es gibt keine Kirche ohne inneres, geistliches Leben. Aber geistliches Leben ergibt sich auch nicht von selbst. Es braucht bestimmte Formen der „Kommunikation“: zunächst und vor allem das beständige Lesen und Hören des Wortes Gottes, wie es uns in der Bibel begegnet, das ernsthafte Nachdenken darüber, was es uns in unserer Lebenssituation zu sagen hat, den gemeinsamen Austausch über unsere Einsichten, und schließlich das Gebet und die Lieder, die beide uns gegenüber Gott öffnen. So beginnt es „geistlich“ in uns zu pulsieren: Die Wirklichkeit Jesu Christi, seine Kraft und sein Trost erfüllen uns und werden für uns spürbar.

Das alles will eingeübt werden. Vielleicht ist es in der evangelischen Kirche an der Zeit, den Gedanken der „Einübung in das Christentum“ wieder stark zu machen. Zugestanden: Gottes Geist wirkt, wo und wann er will, und er rührt uns manchmal kräftig an, wenn wir überhaupt nicht damit rechnen. Aber aufmerksamer und sensibler werden wir für ihn, wenn wir uns darauf vorbereiten. Und das geschieht durch die Regelmäßigkeit der Formen. Rituale und Begehungen – das entdecken wir insgesamt neu – sind keine leeren Hülsen, sondern öffnen den Raum, in dem Gottes Wort erfahrbar werden kann.

#### **4. Glaube und Gemeinschaft**

Christlicher Glaube lebt nicht für sich selbst. Das erkennen wir daran, wie das Neue Testament von der Taufe spricht: Sie verbindet alle Getauften mit Jesus Christus und miteinander zu einer neuen Gemeinschaft. Allerdings ist damit noch nichts darüber gesagt, wie sich diese – durch die Taufe konstituierte – Gemeinschaft darstellt. Es ist also in gewisser Weise folgerichtig, dass es im Lauf der Geschichte der Kirche nicht nur *nacheinander* verschiedene Formen von Gemeinschaftsbildungen gegeben hat, sondern dass es diese bis heute *nebeneinander* innerhalb der Kirche gibt.

Ein nach wie vor lesenswerter, wenn auch aus heutiger Perspektive sperriger Text zum Verhältnis von Glaube und Gemeinschaft ist Dietrich Bonhoeffers kleine Schrift „Gemeinsames Leben“, in der er im Herbst 1938 rückblickend das geistliche Leben im – damals bereits durch die Nationalsozialisten geschlossenen – Predigerseminar Finkenwalde beschrieb. Eine seiner Grundeinsichten lautete: „Was einer als Christ in sich ist, in aller Innerlichkeit und Frömmigkeit, vermag unsere Gemeinschaft nicht zu begründen, sondern was einer von Christus her ist, ist für unsere Bruderschaft bestimmend.“ (Gemeinsames Leben, <sup>20</sup>1985, S. 17)

Die Gemeinschaft der Glaubenden entspringt nicht gegenseitiger Sympathie oder ähnlichen Frömmigkeitsstilen, sondern sie ist durch Christus gegeben. Das schließt die Zumutung ein, Menschen als Geschwister in Christus anzunehmen, die einem – für sich betrachtet – alles andere als nahe stehen. Die Gemeinschaft der Glaubenden ist darum stets eine Aufgabe, die zu gestalten ist. Wenn man sich diese Zumutung vergegenwärtigt, spricht nichts dagegen, bei der konkreten Gestaltung christlicher Gemeinschaft Unterschiede zuzulassen. Das betrifft sowohl die eingangs schon erwähnte Unterschiedlichkeit der Milieuprägungen als auch die Tatsache, dass unterschiedliche Sozialstrukturen verschiedene Ausprägungen von Gemeinschaft erfordern. Es ist ein Unterschied, ob wir von einer dörflichen Kirchengemeinde reden, in der viele Gemeindeglieder bei allen möglichen Gelegenheiten in Kontakt miteinander treten, oder ob in einem städtischen Kontext die Lebensbezüge stärker segmentiert sind und man sich vielleicht nur im Rahmen einer Gemeinde begegnet.

Auch die Frage, wie viel Gemeinschaft in einer Kirchengemeinde denn gewünscht ist, wie das Verhältnis von Nähe und Distanz gelebt wird, kann sehr unterschiedlich beantwortet werden. Den Aspekt der überschaubaren, durch persönliche Beziehungen untereinander getragenen Gemeinschaft betonen vor allem die „Landeskirchlichen Gemeinschaften“, die besondere geistliche Angebote innerhalb unserer Kirchengemeinden machen. Es ist vor allem das Erbe des Pietismus, das diese Gemeinschaften bewahren und immer wieder für die Kirche als Ganze fruchtbar machen. Seit rund fünf Jahrzehnten gibt es die „Pia desideria“-Tagungen in Hofgeismar, in denen sich Leitende unserer Landeskirche mit Verantwortlichen aus den Gemeinschaftsverbänden einmal jährlich über Fragen des gelebten Glaubens und die Gestalt christlicher Gemeinschaft austauschen. Es wäre zu unser beider Schaden, würden sich die landeskirchlichen Gemeinschaften allmählich aus unserer Kirche herausbewegen.

Eine andere Beziehung von Glaube und Gemeinschaft leben diejenigen, die eher zu „Events“ als zu regelmäßigen Gemeinschaftsformen kommen. Claudia Knepper diagnostiziert eine „Eventisierung religiöser Praxis“, die sie als „Szene“ mit folgenden Merkmalen umschreibt (Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt 29, 2011, S. 3):

- „Religiosität versteht sich heute unabhängig von Institutionen.“
- „Szenen sind offene Gemeinschaftsformen mit einer unverbindlichen Mitgliedschaft auf Zeit.“
- „Die Zugehörigkeit zu einer Szene wirkt sich nur begrenzt auf andere Lebensbereiche aus.“

Das mag für Viele von uns ungewohnt sein – und doch machen wir auch für diese Zielgruppe regelmäßige Angebote: Die Aktivitäten auf dem Kirchentag, dem Hessefest oder der Landesgartenschau sind hier ebenso zu nennen wie „Church Nights“, zeitlich befristete kirchenmusikalische Projekte oder Ähnliches.

Wichtig ist mir, dass wir in unseren Gemeinden wie in übergemeindlichen Zusammenhängen sensibel und offen dafür bleiben, dass der Glaube von Christen in unterschiedlichen Gemeinschaftsformen beheimatet sein kann. Evangelische Kirchen sind Auslegungsgemeinschaften der Heiligen Schrift. Und so vielfältig, wie die Botschaft der Bibel Jesus Christus als ihre Mitte bezeugt, so vielfältig können auch die Formen geistlichen Lebens sein. Entscheidend ist, dass wir uns gegenseitig achten und nicht aus den Augen verlieren.

In der Kirche als Auslegungsgemeinschaft der Heiligen Schrift gilt, was Dietrich Bonhoeffer in zeitgebundener Sprache so formuliert hat: „Der Christus im eigenen Herzen ist schwächer als der Christus im Worte des Bruders; jener ist ungewiß, dieser ist gewiß. Damit ist zugleich das Ziel aller Gemeinschaft der Christen deutlich: sie begegnen einander als Bringer der Heilsbotschaft.“ (Gemeinsames Leben, <sup>20</sup>1985, S. 14)

## **5. Die Alltäglichkeit geistlichen Lebens**

Evangelische Frömmigkeit geht von der Alltäglichkeit geistlichen Lebens aus. Das kann man klassisch an Luthers Kleinem Katechismus zeigen. Die Zwischenüberschriften der Hauptstücke enthalten jeweils die „Gebrauchsanweisung“, wonach der Hausvater diese Stücke seinem „Gesinde einfältiglich furhalten soll“ – in der Ausgabe in unseren Gesangbüchern (EG 806) fehlt dieser Hinweis. Das Frage-Antwort-Spiel des Katechismus findet nach Luthers Vorstellung in den Häusern statt, in denen der „Hausvater“ denen, die in seinem Haus leben – seiner Familie, den Mägden und Knechten –, anhand des Katechismus die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, Taufe, Beichte, Abendmahl sowie einige Gebete erläutert und beibringt. Durch tägliche Wiederholung soll sich eine individuelle und doch zugleich gemeinsame Frömmigkeit einüben.

Gewiss muss man dieses Bild des Hausvaters im Kontext der Ständeordnung des 16. Jahrhunderts verstehen, aber über die Jahrhunderte hinweg bleibt beachtenswert, dass der Ort der Einübung in das geistliche Leben das eigene Haus ist, nicht die Öffentlichkeit der Gemeinde.

Nun wissen wir alle, dass das „Haus“ im Sinne der Familie seit mindestens zwei Generationen nicht mehr verlässlicher Ort der religiösen Sozialisation ist. Das mag man unter dem Stichwort des „Traditionsabbruchs“ bedauern, vor allem aber stellt uns diese Einsicht vor die Aufgabe, den persönlichen Formen geistlichen Lebens im Alltag erneute Aufmerksamkeit zu widmen. Einige will ich nennen.

Die „Losungen“ der Herrnhuter Brüdergemeine sind nach wie vor ein Bestseller und weit über die „frommen“ Kreise hinaus verbreitet, aus denen sie ursprünglich stammen. Die – im wahrsten Sinne des Wortes – ausgeloste alttestamentliche Tageslosung, der dazu ausgewählte neutestamentliche „Lehrtext“ und ein Gebet oder Liedvers sind für zahlreiche Christenmenschen ein regelmäßiger geistlicher Impuls für den Tag: eine tägliche „Ration“.

Auch die stete Bibellektüre, oft angeleitet durch Bibellesepläne, Kalender oder ähnliche Begleiter, die kurze Auslegungen und Gebete enthalten, erfreut sich bei Vielen nach wie vor großer Beliebtheit. Die Bibel zu lesen ist heutzutage eine spannende Neuentdeckung! Das kann man persönlich, aber auch im Austausch mit anderen erleben.

Das Tischgebet, der kurze Dank an Gott für das tägliche Brot, verbunden mit der Erinnerung, wie wenig selbstverständlich das für viele Menschen auf dieser Welt ist, muss keineswegs als peinlich empfunden werden. Im Gebet unterbrechen wir für einen wichtigen Moment unseren Tageslauf, stellen uns bewusst vor Gott und richten uns auf ihn aus, dem wir unser Leben und alles, was wir haben, „ohn‘ all mein Verdienst und Würdigkeit“ verdanken.

Die bewusste Gestaltung des Tagesrhythmus – beispielsweise durch Morgen- und Abendgebete, in denen wir vor Gott ausbreiten, was uns bewegt – hilft uns, unsere Zeit zu strukturieren, sie als endliche zu begreifen und uns auf das zu konzentrieren, was uns Halt, Orientierung und Sinn vermittelt: aus dem Zuspruch des Wortes Gottes. Manches lässt sich dazu im zweiten Teil unseres Gesangbuches (neu) entdecken! Hier finden sich zahlreiche Anregungen zur geistlichen Gestaltung des Tages, der Woche und des Kirchenjahres. Frömmigkeit ist „Konzentration“: Sammlung auf das Zentrale, Wesentliche und Entscheidende unseres Lebens.

Und was spricht eigentlich dagegen, wenn wir uns beim Betreten einer Kirche oder im Gottesdienst bekreuzigen, wie es für römisch-katholische oder orthodoxe Christinnen und Christen selbstverständlich ist? Auch der reformatorische Luther bekreuzigte sich („kannst du dich segnen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes“ heißt es bei Luthers Morgen- und

Abendsegen; EG 815 und 852). Wenn wir das tun, erinnern wir uns an unsere Taufe: „Ich bin getauft“. Und wir bereiten uns vor auf die Begegnung mit Gott. Nichts Außergewöhnliches eigentlich, sondern ganz einfach und doch prägend.

Unsere Gemeinden bieten viele Gelegenheiten, geistliches Leben gemeinsam einzuüben. Das mag im Kindergottesdienst oder in der Konfirmandengruppe ebenso geschehen wie im Seniorenkreis, wenn beispielsweise eine einfache Andacht mit Psalmlesung und Gebet zu Beginn sowie Vaterunser und Bitte um den Segen am Schluss solche Veranstaltungen rahmt.

Wenn wir von der Alltäglichkeit geistlichen Lebens sprechen, dann müssen wir allerdings auch den Sonntag als den Tag des Gottesdienstes in den Blick nehmen: Der wichtigste Ort zur Einübung geistlichen Lebens ist nun einmal der Gottesdienst, in dem Christinnen und Christen unterschiedlicher gesellschaftlicher Herkunft zusammenkommen, um gemeinsam auf Gottes Wort zu hören und ihm in Gebet und Lobgesang zu antworten, wie Luther es klassisch formuliert hat. Aus dem sonntäglichen Gottesdienst gehen Impulse mit in den Alltag der Woche, sei es ein Wort der Bibel, ein Gedanke der Predigt, ein Liedvers, die erlebte Gemeinschaft oder auch die Nachwirkung des Raumes selbst.

Und wie groß gerade die Bedeutung der Kirchenmusik für das geistliche Leben ist, steht wohl außer Frage: Musik in der Verbindung von Text und Melodie, im Zuhören und im Mitmachen öffnet unsere Herzen und weckt Glauben. Auch hier gibt es einen Wechsel von Sonntag und Alltag, von gemeinsamem Erleben und individueller Aneignung. Unser Evangelisches Gesangbuch ist ein Glaubensbuch geistlichen Lebens!

## **6. Wiederentdeckung bewährter Formen und Suche nach neuen Formen**

Angesichts der benannten Herausforderungen kommt einem der humanistische Leitspruch „Zurück zu den Quellen“ in den Sinn. Es kann durchaus eine Antwort sein: dass wir unsere eigene Tradition danach befragen, welche Formen geistlichen Lebens es dort gibt oder gegeben hat, deren Wiederentdeckung und Weiterentwicklung hilfreich sein könnten. Ebenso aber ist der Hinweis von Ulrike Wagner-Rau richtig: Geistliche Kraft liegt „nicht nur in der wiederholten Übung der Formen, sondern auch im Aushalten ihres Zerbrechens. Auch und gerade dort, wo erkennbar wird, dass Vertrautes und Bewährtes nicht mehr trägt, und die neue Gestalt noch nicht sichtbar ist, also in der liminalen, der ungestalteten Situation des Übergangs, liegt das Potenzial für geistliche Produktivität.“ (Auf der Schwelle, S. 134)

Zu den traditionellen gemeinschaftlichen Formen geistlichen Lebens, die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten neu entdeckt worden sind, gehört das Pilgern. Es muss nicht immer gleich der Jakobsweg sein. Auch im Bereich unserer Landeskirche gibt es zahlreiche – auch geistlich begleitete – Einladungen zum Pilgern, die beispielsweise Pfarrer Dr. Manfred Gerland, Inhaber unserer „Pfarrstelle für Meditation und geistliches Leben“, in Germerode und andernorts anbietet.

In den vergangenen Jahren bin ich Etappen des „Elisabethpfads“ und der „Bonifatiusroute“ in unserem Kirchengebiet mit gepilgert. Was bewegt Menschen, ihren Alltag zu verlassen und sich in Gemeinschaft mit anderen auf einen Weg zu begeben? Pilgern ist etwas anderes als Wandern. Es gewinnt seine Faszination daraus, dass man sich Zeit nimmt, aus der Bewegung heraus zu sich selber und zu Gott zu kommen. Manfred Gerland beschreibt dies als einen Dreiklang: „Pilgern beginnt mit dem Aufbruch und Aufbruch bedeutet Ortswechsel, ein Hinausgehen aus einer bestimmten Welt und ein Hineingehen in eine andere Welt.“ (Faszination Pilgern. Eine Spurensuche, 2009, S. 177). Mit dem Ortswechsel verbindet sich der „Stoffwechsel“: Die „befreiende und verwandelnde Wirkung einer Pilgerfahrt“ liegt „in der körperlichen Anstrengung in Verbindung mit einer intensiven spirituellen Praxis“ (S. 188). Und während des Pilgerns geschieht der „Wortwechsel“ (S. 193): Austausch untereinander, Geben und Nehmen, Reden und Schweigen, Begegnung mit dem Wort Gottes und darin mit der Wirklichkeit Gottes. Wer sich davon angesprochen fühlt, sei ausdrücklich auf das Programm unserer „Pfarrstelle für Meditation und geistliches Leben“ hingewiesen ([www.kloster-germerode.de](http://www.kloster-germerode.de)).

Nennen möchte ich aber auch die eingangs schon kurz erwähnten Kommunitäten als besondere Orte, an denen sich Christinnen und Christen zu Formen gemeinsamen Lebens und Glaubens zusammenfinden. Es sind zugleich Orte, die Gästen Raum geben, sich für eine begrenzte Zeit in die Stille zurückzuziehen und dabei geistlich begleitet zu werden. Schon unmittelbar nach dem Krieg wurde die „Kommunität Imshausen“ auf dem Tannenhof bei Solz gegründet. Sie ist eine Gemeinschaft von heute zehn Schwestern und Brüdern mit einer beachtlichen ökumenischen Ausstrahlung. Im waldeckischen Wethen ist der „Laurentiuskonvent“ beheimatet, dessen Mitglieder sich gesellschaftlich, politisch und kirchlich im Sinne des biblischen Schalom engagieren. Und wir sind dankbar, dass seit 2010 im Kloster Germerode die „Evangelische Communität Koinonia“ ein Filialhaus unterhält und unter anderem zu täglichen Andachten in die Klosterkirche einlädt. An dieser Stelle soll ausdrücklich auch der Dienst gewürdigt werden, den die Diakonissenhäuser in Kassel, Marburg und Bad Arolsen bis heute nicht nur in diakonischer, sondern auch in geistlicher

Hinsicht für unsere Kirche bedeuten. Das alles geschieht oft im Verborgenen, kann aber nicht hoch genug geschätzt werden!

Freilich gilt ebenso: Unter dem Eindruck der schon zitierten Beobachtung von Ulrike Wagner-Rau, dass auch in der „ungestalteten Situation des Übergangs“ geistliche Kraft erfahren werden kann, will ich ausdrücklich Mut zum Experiment machen. Dazu gehört es unter Umständen, sich von Formen, Zeiten und Räumen frei zu machen, die sich offensichtlich überlebt haben. Um das an einem einzigen Beispiel zu illustrieren: Wenn die „klassischen“ Passionsandachten nicht mehr besucht werden, kann es eine Alternative sein, diese Andachten nicht mehr zu feiern – aber dafür vielleicht einmal das Experiment einer liturgischen Nacht vom Gründonnerstag bis zum Karfreitag zu wagen.

## **7. Geistliches Leben im Pfarrhaus**

Für das geistliche Leben im Pfarrhaus trifft in besonderer Weise zu, was ich eingangs formuliert habe: Es geht um etwas Alltägliches, etwas Selbstverständliches, um etwas, das ohnehin schon da ist. Das heißt umgekehrt nicht, dass es keiner Reflexion und Einübung in geistliches Leben im Pfarrhaus bedürfe. Noch einmal Ulrike Wagner-Rau: „Damit der Pfarrer andere Menschen in einer christlichen Gestaltung ihrer Lebenspraxis begleiten kann, muss er selbst mit ihr vertraut sein. Damit die Pfarrerin in öffentlichen Zusammenhängen beten, die Bibel auslegen, segnen kann, braucht sie die Einübung in eine solche Praxis, die auch für theologische Gebildete heute nicht mehr selbstverständlich mit ihrer familiären Sozialisation verbunden ist.“ (Auf der Schwelle, S. 134).

„Im Unterschied zu Angehörigen anderer Berufe kann der Pfarrer oder die Pfarrerin wesentliche Teile der Arbeit selbstbestimmt organisieren und kann selbständig Arbeitsschwerpunkte setzen.“ So hat es die Studie unserer Landeskirche „Das Amt des Pfarrers und der Pfarrerin in der modernen Gesellschaft“ vor einigen Jahren formuliert (S. 48). Diese Freiheit des Pfarrdienstes schließt zugleich eine seiner wichtigsten Aufgaben ein: den Umgang mit der Zeit. Zeitmanagement im Pfarramt und im Pfarrhaus ist eine geistliche Aufgabe, die unter zwei Grundsätzen steht. Der eine ist das Psalmwort: „Meine Zeit steht in deinen Händen.“ (Psalm 31,16) Wir verfügen nicht über das Maß unserer Zeit. Wir leben zwischen Anfang und Ende. Der andere ist der Allgemeinplatz des Zeitmanagements: Wir können nicht die Zeit managen, sondern nur unseren Umgang mit der uns geschenkten Zeit.

Pfarrerinnen und Pfarrer übernehmen weitgehend eigenständig Verantwortung für Zeiten und Räume ihrer geistlichen, geistigen und körperlichen Regeneration. Dabei geht es um regelmäßige Zeitspannen im Lauf der Woche und des Jahres; es geht um Zeiten der Stille ebenso wie um Zeiten der zweckfreien Bibellektüre, des „Murmeln über der Tora“, wie es in der jüdischen Tradition heißt. Die Pflege des geistigen Lebens gehört nicht nur in historischer Perspektive zum evangelischen Pfarrhaus, sondern darf dort auch heute einen wichtigen Platz einnehmen. Die einfache, manchmal durchaus selbstkritische Frage lautet dann: Wie viel Zeit nehme ich mir täglich für das Gebet und für das Hören auf den Zuspruch des Evangeliums, aus dem wir doch leben? Zunehmend spüre ich: Das ist das Wichtigste, das Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur bei der Sache hält, sondern woraus allein sie ihren Dienst kraftvoll und überzeugend tun können. Und Kirchengemeinden sind gut beraten, diesen Aspekt des pfarramtlichen Dienstes, der in der Verborgenheit des Amtszimmers stattfindet, besonders wertzuschätzen.

Gelegentlich sind auch längere Phasen der geistlichen Regeneration sinnvoll oder notwendig, wie beispielsweise die seit einigen Jahren praktizierten „Einkehrtage“ in unserem Predigerseminar oder Retraiten an anderen Orten. Die gegenwärtig viel diskutierte „Burnout“-Thematik macht vor Pfarrerinnen und Pfarrern nicht halt. Darum ist es eine Frage der Fürsorgepflicht der Kirchenleitung, Rahmenbedingungen zu entwickeln, die das Feuer der Begeisterung für einen der schönsten Berufe, den es gibt, für den Pfarrberuf, fördern, ein Ausbrennen aber verhindern.

Für Pfarrerinnen und Pfarrer gilt übrigens, was für alle Christinnen und Christen gilt: Geistliches Leben ist auch eine „Stilfrage“. Nicht jede Pfarrerin und nicht jeder Pfarrer kann alle denkbaren Formen geistlichen Lebens selber praktizieren und in der Gemeinde anleiten und pflegen. Entscheidend ist, wo und wie man in der eigenen Frömmigkeit authentisch ist. Das wirkt dann ansteckend!

Noch einmal: Es geht bei geistlichem Leben im Pfarrhaus nicht um einen „Zusatzauftrag“, sondern um die elementare Voraussetzung, den eigenen Beruf im Einklang mit dem eigenen Glauben leben zu können.

## **8. Geistlich leiten**

„Die Gemeindeglieder haben nach Maßgabe der kirchlichen Ordnungen teil am geistlichen Dienst der Kirche und am Leben der Kirche und Gemeinde.“ So heißt es in Artikel 7 (1) der

Grundordnung unserer Kirche. Leitung ist in der Kirche eine geistliche Aufgabe; sie ist Teil des geistlichen Lebens der Kirche.

Wir haben uns in den vergangenen Jahren intensiver als vielleicht zuvor mit der Frage befasst, was denn geistliches Leiten von „anderer“ Leitung unterscheidet. Das wichtigste Kriterium dabei ist, dass alles Planen, Entscheiden und Leiten stets dafür offen bleibt, dass Gott wirkt – sei es, dass er unserem Planen, Entscheiden und Leiten Erfüllung schenkt, sei es, dass er ganz anderes vorhat und unser Planen, Entscheiden und Leiten nicht zu dem von uns gedachten Ende kommt. Darum gibt es Andachten oder Schriftlesungen und Gebet am Beginn und die Bitte um den Segen am Ende unserer Sitzungen, darum haben wir die Kapellen, Andachtsräume und „Räume der Stille“ in unseren kirchlichen Häusern und etwa auch die Glocke im Haus der Kirche in Kassel, die uns mittags zum Gebet einlädt. Die Sitzung eines kirchenleitenden Gremiums, angefangen beim Kirchenvorstand, unterscheidet sich in der Offenheit vor Gott und auf Gott hin von jeder sonstigen Vorstandssitzung.

„Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus.“ Das gilt nun ebenso im Blick auf unsere Diskussionen um die Veränderungsnotwendigkeit in der Kirche: Unsere Reform- und Strukturfragen, auch die vor uns liegende Posterioritäten▼diskussion sollten wir als geistlichen Prozess verstehen! Natürlich geht es darum, den demographischen Wandel, die Ausdifferenzierung der Gesellschaft und den Rückgang unserer Finanzkraft realistisch wahrzunehmen. Aber unsere Entscheidungen angesichts dieser Fragen treffen wir als geistliche Entscheidungen, wenn wir darauf achten, welches der Auftrag der Kirche ist: das Evangelium in Wort und Tat unter sich wandelnden Rahmenbedingungen überzeugend zu verkündigen. Darum geht es. Und dafür sind wir Kirche.

## **9. Geistliches Leben und gesellschaftliche Verantwortung**

Geistliches Leben ist keine Flucht in die reine Innerlichkeit. Das war eine der grundlegenden Einsichten der Reformation, die den Hintergrund für die Auflösung der Klöster in dieser Zeit bildete. An zwei Beispielen möchte ich erläutern, wie geistliches Leben zur Verantwortung in dieser Welt und für diese Welt befreit.

Zuerst erinnere ich nochmals an Dietrich Bonhoeffer: Die Konsequenz und Eindeutigkeit, die diesen evangelischen „Heiligen“ bis heute so attraktiv machen, waren gepaart mit einer tiefen und tief anrührenden Frömmigkeit. Der gleiche Bonhoeffer, der sich entschloss, im

politischen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime mitzuarbeiten, eröffnete seine akademischen Vorlesungen mit einem Gebet, er verfasste Gedichte und Gebete, die längst in ungezählte Gesangbücher Eingang gefunden haben. Bonhoeffer stellte angesichts der nationalsozialistischen Diktatur drei Forderungen an die Kirche: Erstens habe sie den Staat zu fragen, ob sein Handeln von ihm als legitim staatliches Handeln verantwortet werden könne. Zweitens sei die Kirche „den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde zugehören“. Und sofern „die Kirche den Staat in seiner Recht und Ordnung schaffenden Funktion versagen sieht“, stehe sie drittens vor der Notwendigkeit, „nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“ (Dietrich Bonhoeffer Werke Bd. 12, 1997, S. 353f). Diese Forderungen Bonhoeffers, so politisch sie waren, entsprangen seiner geistlichen Praxis. Geistliches Leben führt zur Tat.

Das zweite, ganz anders geartete Beispiel ist die Ökumenische Bewegung, die schon früh die gegenwärtig viel zitierte Globalisierung kritisch in den Blick genommen hat. Weil die Ökumenische Bewegung einen klaren Blick dafür besitzt, dass Menschen in anderen Teilen der Erde unsere Schwestern und Brüder im Glauben sind, war sie von Anfang an sensibel für die ungerechten sozialen, ökonomischen und politischen Folgen der Globalisierung. Mancher von Ihnen erinnert sich vielleicht noch an die Anfänge der Diskussionen um fair gehandelten Kaffee. Was heute oft eine Selbstverständlichkeit ist, verdanken wir zu nicht unerheblichen Teilen ökumenischem Engagement. Heute machen viele ökumenisch gesinnte Christenmenschen in globalisierungskritischen Netzwerken mit. Es mag ungewohnt erscheinen, dies unter dem Stichwort „geistliches Leben“ zu erwähnen, aber genau dort gehört es hin: Es sind Christinnen und Christen, die sich aus ihrem Glauben heraus gemeinsam mit anderen Menschen verbinden, die vielleicht sogar einen anderen weltanschaulichen oder religiösen Hintergrund haben. Aber auch so kann Weltgestaltung aus dem christlichen Glauben heraus aussehen!

Einen Gradmesser, wie wichtig für uns Christen ein bestimmtes gesellschaftspolitisches Engagement ist, bildet das Gebet. Auf den Punkt gebracht: Nur wofür ich ernsthaft vor Gott im Gebet eintrete, dafür kann ich mich auch glaubhaft politisch einsetzen. Geistliches Leben und gesellschaftliche Verantwortung bedingen einander!

## **10. Ereignisse und Entwicklungen**

### **a) Ein Krisenjahr geht zu Ende**

2011 war – man muss wohl sagen: wieder einmal – ein Krisenjahr. Die Naturkatastrophe durch Erdbeben und Tsunami sowie die darauf folgende Reaktorkatastrophe im japanischen Fukushima haben viele Menschen nachhaltig beunruhigt. Das Vertrauen in die jahrzehntelang beschworene Beherrschbarkeit der Kernkraft ist – jedenfalls in Deutschland – endgültig geschwunden und hat die Bundesregierung zur Rücknahme des Ausstiegs aus dem Kernkraftausstieg bewogen.

In den letzten Wochen und Monaten wurden die europäische Finanz- und Schuldenkrise zum beherrschenden Thema. Noch am Jahresanfang hat wohl niemand geahnt, wie unvorstellbar hoch wir die Geldsummen zu beziffern versuchen, um die es gegenwärtig geht. Die Frage nach Maß und Maßlosigkeit, nach dem realen Gegenwert jener unfassbar großen Summen, von denen wir in den Nachrichten hören, treibt viele Menschen um und schürt Ängste beispielsweise im Blick auf die Altersversorgung. Die Frage, inwieweit angesichts dieser Herausforderungen überhaupt noch demokratische Beteiligungsrechte im Blick auf die Gestaltung der Zukunft Europas möglich sind, lässt einen erheblichen Vertrauensverlust in die Politik erkennen.

Eine Krise ganz anderer Art scheint sich in diesen Tagen erst anzubahnen: Die über mehr als ein Jahrzehnt hin aktive und unentdeckt gebliebene rechtsextremistische Terrorgruppe könnte sich zu einem der größten Skandale der Bundesrepublik entwickeln. Die ungeheuerlichen Vorgänge machen deutlich, dass der Einsatz für Menschenrechte und freiheitliche Demokratie auch in unserem eigenen Land zwingend notwendig ist.

Nun sollten wir als Vertreterinnen und Vertreter der Kirche nicht meinen, wir seien die besseren Politiker. Andererseits aber fällt auf, dass wir in diesen Tagen vielfach auf die drängenden politischen Fragen angesprochen werden, die die Menschen umtreiben. Vor gut einer Woche war ich gebeten, bei der Meisterfeier der Kreishandwerkerschaft Schwalm-Eder in Homberg/Efze die Festansprache zu halten. Das mir Monate zuvor gestellte Thema „Sind Wirtschaft und Politik maßlos – oder: Was heißt ganzheitliches Handeln?“ zeigt, dass von uns Orientierung aus dem Glauben heraus erwartet wird. Das wird nicht besserwisserisch geschehen dürfen, sondern so, dass wir – ausgehend vom Evangelium – dabei helfen, die Fragen nach den Werten und Maßstäben, die das individuelle wie das gesellschaftliche Leben bestimmen, neu zu stellen, und den Gedanken der Würde eines jeden Menschen und der Solidarität füreinander in den Mittelpunkt rücken.

## **b) Kooperationsprozess mit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau**

Der Kooperationsprozess mit unserer hessen-nassauischen Schwesterkirche war auch in diesem Jahr ein Schwerpunkt kirchenleitender Tätigkeit. Wir werden die Ergebnisse und Vorlagen während dieser Synodaltagung ausführlich beraten. Besonders erwähne ich zwei Veranstaltungen: Am 17. September fand in Herborn der Studientag beider Synoden statt, den viele von Ihnen besucht haben. Dieser Studientag hat nach meiner Einschätzung dazu beigetragen, dass Sie als Synodale gut vorbereitet in die Diskussion dieser Tagung eintreten können.

Wenige Wochen später, am 24. und 25. Oktober, haben hier in Hofgeismar die Dekanekonferenzen beider evangelischen Kirchen in Hessen gemeinsam getagt. Nun sind Dekanekonferenzen keine Entscheidungsorgane im Blick auf den Kooperationsprozess. Dennoch war diese Tagung ein wichtiger Schritt: Einerseits ist es zu intensiven Gesprächen und zu kollegialer Beratung gekommen, die die gegenseitige Wahrnehmung und das Verständnis füreinander nochmals gefördert haben. Andererseits hat die Diskussion der Präsentationen zum Kooperationsprozess, die auch den Synodalen in Herborn vorlagen, manche Gesichtspunkte aus der Perspektive der „mittleren Ebene“ erbracht, die den Beteiligten so vorher noch nicht in den Blick gekommen waren.

In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, dass beide evangelischen Kirchen in Hessen wieder einen gemeinsamen Auftritt auf dem Hessentag 2011 hatten: die „Traumkirche“ in Oberursel. Gerade unter dem Aspekt der Vielfalt von Formen geistlichen Lebens ist die profilierte Mitarbeit unserer Kirchen bei solchen Großveranstaltungen ungemein wichtig. Es wurden über 130.000 Besucherinnen und Besucher gezählt, die in Oberursel geistliche Impulse erleben konnten. Mein herzlicher Dank gilt allen, die sich in den genannten Arbeitsfeldern mit Fantasie, Herz und Hand engagiert haben.

## **c) Ökumene**

Seit 1971 – in diesem Jahr also zum 40. Mal – treffen sich in der Woche nach Ostern die Kirchenleitungen der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, des römisch-katholischen Bistums 's-Hertogenbosch sowie der protestantischen Kirchenprovinz Noordbrabant-Limburg-Zeeland zu einem Austausch über gemeinsame Fragen. Die Tradition entstand aus einer persönlichen Begegnung unseres damaligen Bischofs Erich Vellmer mit dem römisch-katholischen Bischof Jan Bluysen aus den Niederlanden.

Die Delegationen kamen diesmal vom 26. bis zum 28. April im Kloster Sint Agatha bei Cuijk zusammen, um das Thema „Umstrukturierung kirchlichen Lebens als geistliche Aufgabe“ zu erörtern. Die zwischen unseren verschiedenen Ländern und Konfessionen sehr unterschiedlichen Herausforderungen bewusst in den Blick zu nehmen, war für alle Beteiligten wieder ausgesprochen ertragreich. Wir sind dankbar für die Offenheit, die diese Begegnung Jahr für Jahr bestimmt. Der Prozess der Säkularisierung und der Marginalisierung der Kirchen ist in den Niederlanden in einer dramatischen Weise fortgeschritten. Wir merken, dass wir in Deutschland weiterhin unverdient gute Bedingungen haben, das Evangelium in Wort und diakonischer Tat zu bezeugen. Diese Chance sollten wir weiter nutzen!

Im September kam der Papst ins Ursprungsland der Reformation. Darüber ist viel geredet und geschrieben worden. Ausgesprochen treffend erscheint mir die Charakterisierung des Papstbesuchs, die jüngst in der römisch-katholischen Zeitschrift „Herder Korrespondenz“ zu lesen war: „Der Papst hat sich bei seiner Reise durchweg im Einklang mit seiner theologischen und kirchenpolitischen Prägung präsentiert, ohne ausdrücklich auf die religiös-kirchlichen und politischen Herausforderungen in seinem Heimatland einzugehen.“ (65. Jg., Heft 11, S. 551) Dieser Analyse kann man nur zustimmen – und muss zugleich konstatieren, dass genau hier aus evangelischer Perspektive das Problem dieses Papstbesuchs liegt: Es wurde die Chance vertan, einen starken Impuls für den Weg beider großen christlichen Kirchen aufeinander zu und für Initiativen beider Kirchen angesichts der aktuellen Probleme in unserem Land zu geben. Darum wird dieser Papstbesuch in Deutschland wohl keine unmittelbaren ökumenischen Folgen haben. Muss er auch nicht: Wir machen weiter – und das aus gutem Grund!

Besorgt verfolgen wir in diesem Jahr die Situation der Kirchen im Nahen Osten. Was die Medien unter dem Stichwort „arabischer Frühling“ verhandeln, also die dringend notwendige politische Öffnung der bislang diktatorisch geführten Staaten in der arabischen Welt, könnte den „Herbst des Christentums“ einläuten – und das in einer Region, wo das Christentum seinen Anfang nahm. Auf der Frühjahrstagung unserer Landessynode hörten wir den beeindruckenden Bericht des Generalbischofs der koptisch-orthodoxen Kirche in Deutschland, Anba Damian, zur Situation in Ägypten und haben eine Resolution zur „Bedrängung und Verfolgung von Christen“ verabschiedet. Wer die Nachrichten hört, muss zur Kenntnis nehmen, dass sich die Situation der Christinnen und Christen in Ägypten seither weiter verschlechtert hat.

Mitte März, unmittelbar vor Beginn der Auseinandersetzungen in Syrien, besuchte eine Delegation unserer Kirche die befreundete rum-orthodoxe Kirche von Antiochia in Syrien und im Libanon. Höhepunkt war eine Begegnung mit Patriarch Ignatius IV. in Damaskus. Mit großer Sorge berichten inzwischen Schwestern und Brüder aus dieser Kirche über die anhaltende Gewalt in Syrien. Die Aggressivität des Assad-Regimes und dessen fehlende Bereitschaft zu politischen Reformen, die zunehmende Gewaltbereitschaft auch seitens der Demonstranten und die damit einhergehende dramatische wirtschaftliche Verschlechterung verunsichern die Menschen zutiefst. Aus rum-orthodoxer Sicht ist ungewiss, ob die Christen, deren Anteil an der Bevölkerung vermutlich unter 10 % liegt, in dieser vom Islam geprägten Region überhaupt noch eine Zukunft haben.

Die instabile Lage betrifft die Diözesen in unterschiedlicher Weise. Besonders beunruhigen die Nachrichten aus den Diözesen Homs und Suweida, die unsere kurhessische Delegation im März dieses Jahres besuchte. Bischof George Abou Zakhem (Homs), mehrfach Gast unserer Kirche, steht vor großen Herausforderungen. Unbestätigten Meldungen (via Facebook) nach befinden sich unter den Opfern zahlreiche seiner Gemeindeglieder. Ähnlich prekär erscheint die Lage von Bischof Saba Esber, in dessen Diözese mit Daraa ein weiteres Zentrum der Auseinandersetzungen liegt. Angespannt, aber noch nicht von heftigen Unruhen bestimmt, scheint bislang die Situation in der syrischen Hauptstadt zu sein.

Offensichtlich besteht in der rum-orthodoxen Kirche keine einheitliche Position darüber, ob und wie sich die Kirche in den Auseinandersetzungen verhalten soll. Während einzelne Bischöfe zur Unterstützung des Assad-Regimes aufrufen, fordern andere eine stärkere Distanzierung und eine damit verbundene Systemöffnung.

Die Belastungen der rum-orthodoxen Kirche durch die schwierige Situation in Syrien werden durch die Situation des politisch instabilen Libanon verstärkt. Die politische Ausrichtung der Hisbollah unter Scheich Nasrallah bleibt auch unter der neuen Regierung konfrontativ, ein denkbarer militärischer Konflikt zwischen Israel und dem Iran um das iranische Atomprogramm hätte unabsehbare Folgen für den Libanon und Syrien.

Als Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck haben wir allen Grund, die politische Entwicklung im Nahen Osten im Gebet zu begleiten. Auf verschiedenen Wegen versuchen wir, regelmäßig Informationen aus der Region zu erhalten und – soweit möglich – unseren Schwestern und Brüdern in Syrien und im Libanon unsere Unterstützung zukommen zu lassen.

#### **d) Runder Tisch Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren**

Das Thema Heimerziehung war in der öffentlichen Diskussion des vergangenen Jahres stark präsent. Der Abschlussbericht des Runden Tisches, der am 18. Januar 2011 dem Bundestagspräsidenten übergeben wurde, zeigt deutlich, dass die 1950er und 1960er Jahre aus Sicht der Kinder- und Jugendhilfe von eklatanten Missständen gezeichnet waren. Im Abschlussbericht wird von einer „weitreichenden Missachtung der Kindesinteressen“ gesprochen. Individuelle Lebensbedingungen, Interessen, Kompetenzen, Bedürfnisse und Ziele der Kinder und Jugendlichen spielten damals keine Rolle.

Auch die Evangelische Kirche und ihre diakonischen Einrichtungen waren in jenen Jahren Träger solcher Heime und stehen zu dieser Verantwortung. Am 11. September 2011 fand eine gemeinsame Veranstaltung von Evangelischer Kirche und Diakonie in Berlin statt, bei der die Bitte um Verzeihung an die ehemaligen Heimkinder gerichtet wurde. In Kurhessen-Waldeck bestanden solche Heime im Beiserhaus (Rengshausen) und in Hephata (Schwalmstadt-Treysa). Zusammen mit dem Bund und den Ländern werden wir unseren Beitrag zu einem gemeinsamen Fonds für ehemalige Heimkinder leisten und stellen als Landeskirche – die Zustimmung der Synode vorausgesetzt – dafür rund 218.000 € zur Verfügung. Sie finden dies im Nachtragshaushalt aufgeführt. Das Diakonische Werk Kurhessen-Waldeck beteiligt sich mit dem gleichen Betrag.

#### **e) Veränderungen in der Landeskirche**

Mancher personelle Wechsel hat das zu Ende gehende Jahr in unserer Landeskirche bestimmt. Ich beschränke mich darauf, zwei eigens zu nennen: Leiter der Öffentlichkeitsarbeit in Kurhessen-Waldeck ist seit April Pfarrer Roland Kupski. Er ist in die Aufgaben eingetreten, die zuvor Pfarrer Karl Waldeck über viele Jahre hin mit großer Ausstrahlung wahrgenommen hatte. Pfarrer Waldeck leitet, wie Sie wissen, inzwischen als Direktor die Evangelische Akademie hier in Hofgeismar und ist dadurch Mitglied unserer Landessynode geworden. Einen weiteren nicht unwesentlichen Wechsel gab es im Propstamt des Sprengels Kassel: Auf Propst Reinhold Kalden, den wir nach mehr als zehn Jahren Dienstzeit am Ostermontag in den Ruhestand verabschieden konnten, folgte Oberin Pfarrerin Katrin Wienold-Hocke, die der Rat der Landeskirche am 18. April zur neuen Pröpstin im nördlichsten Sprengel unserer Landeskirche wählte. Wir vertrauen darauf, dass

bei allem Wechsel der Auftrag unserer Kirche, dem wir uns verpflichtet wissen, und die Verlässlichkeit und Zielgerichtetheit unserer Kirche erkennbar bleiben.

## **11. Dank und Ausblick**

Ich habe Vielen zu danken: den Menschen, denen ich fast täglich, wenn ich im Haus der Kirche in Kassel bin, begegne und mit denen ich mich berate: unserer Prälatin Marita Natt, unserem Vizepräsidenten Dr. Volker Knöppel, meinem Persönlichen Referenten Pfarrer Dr. Frank Hofmann, unserem Pressesprecher Pfarrer Roland Kupski und meiner Sekretärin Susanne Hensel. Aber das ist ja nur der engste Kreis. Wöchentlich kommen wir im Kollegium des Landeskirchenamts zusammen, um wichtige Anliegen zu beraten und Entscheidungen zu treffen oder vorzubereiten. Das kollegiale Zusammenwirken der Mitglieder des Kollegiums, aber auch der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unserem Haus ist vorbildlich. Das möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich betonen, denn es vollzieht sich unter Bedingungen und angesichts von Veränderungen, die uns alle hart an die Grenze unserer Belastbarkeit führen.

Und was wäre unsere Landeskirche ohne alle anderen, die für sie Verantwortung übernehmen: im Rat der Landeskirche, in der Landessynode, den Kreissynoden und den Kirchenvorständen – sei es hauptberuflich oder ehrenamtlich. „Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes“, sagt Martin Luther zu Recht in der 62. seiner 95 Thesen. Aber ich möchte ergänzen: Ein wunderbarer Schatz sind auch all jene Menschen, die sich mit der Vielfalt ihrer Gaben in den Dienst unserer evangelischen Kirche stellen und ihr ein unverkennbares Gesicht geben. Dafür danke ich allen von Herzen!

Das Kirchenjahr eilt seinem Ende zu. Am kommenden Sonntag feiern wir schon den 1. Advent: Ich wünsche uns, dass es uns einmal gelingt, die Wochen bis zum Weihnachtsfest „geistlich“ konzentriert in der Erwartung des Kommens Jesu Christi zu leben. Es lohnt sich allemal, die Probe aufs Exempel zu machen: jeden Tag nur eine einzige Tür am Adventskalender öffnen, jeden Tag sich nur eine einzige biblische Verheißung in Erinnerung rufen – und jeden Tag nur eine einzige Liedstrophe singen: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, / meines Herzens Tür dir offen ist. / Ach zieh mit deiner Gnade ein; / dein

Freundlichkeit auch uns erschein. / Dein Heilger Geist uns führ und leit / den Weg zur ewgen  
Seligkeit. / Dem Namen dein, o Herr, / sei ewig Preis und Ehr.“ (EG 1,5)